

Felix zu Löwenstein

FOOD CRASH

**Wir werden uns
ökologisch ernähren
oder gar nicht mehr**

Pattloch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.pattloch.de



© 2011 Pattloch Verlag GmbH & Co. KG
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-629-02300-1

2 4 5 3 1

*Für Emelie – und alle anderen,
denen wir eine Welt hinterlassen müssen,
in der sie leben können.*

Inhalt

1. Vom Kleinen ins Große – Wie uns das Hungerproblem eingeholt hat 9

2. Welthunger, Welternährung 13

3. Hunger auf der Welt: Geht's wirklich nur um die Produktionsmenge?

Gewalt macht hungrig: Kriege und Konflikte 22 – Wer nichts hat, dem wird genommen 27 – Wenn meine Ernte längst ein anderer hat 29 – Maniok für Untertürkheim 32 – Vom Winde verweht und vom Wasser abgeschwemmt 34 – Die betonierte Zukunft 42 – Wo Pessimisten zu optimistisch sind 44 – Tank oder Teller? 53 – Alkohol im Straßenverkehr: Ethanol als Treibstoff 58 – Die Ölscheichs auf dem Acker 61 – Ist Energie vom Acker unmoralisch? 66 – Aber die Wurst bleibt hier 69 – Was uns krank macht, macht andere hungrig 84 – Das Butterbrot im Mülleimer 86 – Steuergeld für Marktzerstörung 89 – Wie zu Lande, so zu Wasser 95

4. Der Konflikt: Intensive, chemiebasierte Landwirtschaft versus Ökolandbau

Ressourcen-Effizienz 109 – Öl essen und Klima heizen 111 – Ohne Artenreichtum sind wir arm 117 – Die Düngung des Wassers 123 – Essen aus der Giftküche 130 – Schnitzel aus der Tierfabrik 140 – Planetary Boundaries – Wie viel unser Planet noch aushält 147 – Heilsversprechen aus dem Labor 149 – Ein Wort an die Berufskollegen 165

5. Der neue Weg: Ökologische Intensivierung

Soziale Dimension 170 – Ökonomische Dimension 171 – Ökologische Dimension 171 – Haiti – Das Konzept von Agroécologie 172 –

Die richtigen Prioritäten setzen 180 – MASIPAG – Eine philippinische Erfolgsgeschichte 185 – Die Kompostrevolution im Tigray 192 – Listig die Natur belauschen 196 – Push and pull – Es gibt noch viel zu verstehen ... 200 – Innovation im Fischbecken 203 – Aber im Ernst: Kann denn jetzt Bio die Welt ernähren? 205 – Ökologische Intensivierung – Alles andere als eine verschrobene Einzelmeinung 212 – Ein Wälzer namens Weltagrarbericht 212 – Ins Kapital der Natur investieren – Ein Bericht der UNEP 218 – Es gibt nicht nur Fans des Ökolandbaus ... 221

6. Was tun?

Die Preise und die ökologische Wahrheit 228 – Allgemeingüter und Marktversagen 229 – Was liegt im Werkzeugkasten? 233 – Was geht? 243 – Der erste Hebel: Stickstoff 246 – Der zweite Hebel: Tierschutz und Baurecht 250 – Public Money for Public Goods: die europäische Agrarpolitik 252 – In allen Politikfeldern den Umbau der Landwirtschaft mitdenken! 259 – Am deutschen Wesen ... 264 – Eine globalisierte Welt erfordert globales Handeln 267 – Königin und König Kunde das Regieren ermöglichen 271 – Was ist ein sozial gerechter Preis fürs Essen? 274 – Wer sich ändern muss? Sie. Und ich. 278 – Kaufen Sie Biolebensmittel 279 – Kaufen Sie regional und saisonal 280 – Werden Sie selbst zum Erzeuger 281 – Eat food! 282 – »Bitte esst weniger Fleisch!« 283 – Kaufen Sie nachhaltigen Fisch! 284

7. Danksagung und ein Schlusswort

286

Anhang

Die Bedeutung der Forschung zur Ökologischen Lebensmittelwirtschaft für Innovationen in der Landwirtschaft und zur Sicherung der Ernährung (Prof. Dr. Urs Niggli, Dr. Alexander Gerber) 291 – Anmerkungen 304 – Register 315

1.

Vom Kleinen ins Große – Wie uns das Hungerproblem eingeholt hat

Nichts ist so gefährlich wie ein weiches Sofa vor dem Fernseher, ein prasselndes Kaminfeuer, das *heute-journal* ist zu Ende, und jetzt mal schnell mit der Fernbedienung rumgezappt. Da stößt man auf höchst merkwürdige Sendungen. Weil die Schwerkraft stärker ist als die Vernunft, gelingt das Aufstehen nicht, und außerdem ist es gemütlich. In solchen Situationen habe ich schon die dümmsten Filme gesehen, und nur meine Frau hat etwas davon, weil sie dabei einschläft.

Eine Sendung über den Weltrekord im Wettessen hat uns aber hellwach gemacht.

Es ging irgendwie darum, dass Leute, die ohnehin schon aussehen, als wäre eine Diät gerade das Beste für sie, zeigen, was alles in sie reingeht. Ein Mensch mit unaussprechlichem russischem Namen schaffte über 3,5 Liter Mayonnaise. In acht Minuten! Das muss man sich einmal vorstellen. Ein anderer konnte Ähnliches mit Butter. Und eine Frau, die vergleichsweise normal (eigentlich sogar ganz nett) aussah, vertilgte 167 Hähnchenflügel. Ich musste immer an die 83 und ein halbes Hähnchen denken, die jetzt keine Flügel mehr hatten – und alles nur, damit Sonya aus Bottrop ins Buch der Rekorde kommt.

An dem Abend waren auch unsere Kinder da. Nicht alle sechs, aber doch genug für eine heftige Diskussion. Sie begann mit etwas, was bei uns die Regel ist: einer Art Spontantheater, in dem alle Protagonisten des Wettkampfes vorkamen, ins Groteske übersteigert und zum Brüllen komisch. Irgendjemand

sagte dann: »Das ist ja unglaublich pervers!« – und erinnerte an das, was eine Woche zuvor passiert war.

Das war Anfang April 2008.

Das Getreide, das wir im Sommer 2007 geerntet hatten, war gut verkauft, und auch die Welt der konventionellen Ackerbauern um uns herum sah rosig aus. Endlich wieder anständige Getreidepreise, und auch die Kartoffeln liefen prima!

In diese Hochstimmung waren Nachrichten über Versorgungsprobleme gesickert. Na ja, Versorgungsprobleme – eher *Hunger*, um die Sache beim Namen zu nennen. Aber, was da die Filter der Nachrichtenmacher passierte, das schien doch weit weg und eine von den vielen Katastrophenmeldungen zu sein, wie sie ständig in den Nachrichten zu sehen sind. Man darf sich das nicht zu sehr zu Herzen nehmen, weil man sonst depressiv wird. Doch an diesem Abend kamen die Bilder aus einem Land, das wir gut kennen – aus Haiti. Dort haben wir gelebt, meine Frau, ich und zwei Kinder, aus denen in Port au Prince dann drei wurden.

Mit den Bildern schwappten O-Töne, Worte, Wortfetzen zu uns ins Wohnzimmer. Im Gegensatz zu vielen Millionen Menschen, die sie auch gehört haben, haben wir sie verstanden. Nichts Aufregendes! Es waren Worte wie »Nou grangou« oder »Ba'm kichoy pou'n manjé«, Dinge, die verzweifelte Menschen in eine Kamera sagen, hinter der sie jemanden vermuten, der ihnen helfen kann: »Wir haben Hunger« und »Gib uns was zu essen«. Aber für uns waren es Worte, die uns unter die Haut gingen. Plötzlich war die Distanz weg. Wir waren wieder mittendrin. Bilder kamen hoch von Familien in den armseligen Hütten in den Bergen, rund um die Ebene von Les Cayes, im Süden der Insel. Bilder von Familien, die es normal finden, dass sie nur einmal am Tag essen können, und auch das nicht immer. Bilder von Kindern mit geblähten Hungerbäuchen, über deren rote Haarfarbe wir uns immer gewundert haben, bis uns jemand erklärte, dass auch das eine Folge der

Mangelernährung ist. Bilder von Vätern, die ihre Verzweiflung in Tafia, dem billigen Zuckerrohrschnaps ertränken, weil sie keine Arbeit haben und ihren Frauen erklären müssen, dass sie auch heute nichts mit heimgebracht haben, das man auf dem Markt in Essbares tauschen könnte.

Und dann dieses Kontrastprogramm, die Fressorgien bei der Weltmeisterschaft! Aus der Alberei vor dem Kamin war ein ernsthaftes Gespräch geworden. Wie hängt das zusammen: unser Leben und das der Hungernden in Haiti? Was ist zu tun, damit dieser Skandal aufhört? Was heißt das für uns als Bauern, als Konsumenten, als Staatsbürger?

Aus unserer Erfahrung in einem landwirtschaftlichen Entwicklungsprojekt der Caritas von Les Cayes, finanziert durch das deutsche Hilfswerk Misereor, hatte ich manches zur Diskussion beizusteuern. Unsere mittlerweile erwachsenen Kinder haben an diesem Abend verstanden, dass hinter den pittoresken Fotos in den immer und immer wieder von ihnen durchgeblätterten Alben mehr Geschichten stecken als die eines dreijährigen Abenteuers.

Und ich habe realisiert, dass ich selbst viel mehr Fragen als Antworten hatte. Dass ich noch viel zu wenig wusste von den Ursachenketten, die unsere Lebenssituation mit der von Menschen verbindet, von denen uns Welten trennen, in deren Städten wir aber nach einer Handvoll Flugstunden ankommen können. Wenn ich aber schon konfuse Vorstellungen von den Ursachen habe – das wurde schnell deutlich –, wie kann ich dann klare Vorstellungen von Lösungen entwickeln? Da halfen mir meine konkreten, aber doch räumlich und zeitlich eng begrenzten Erfahrungen in Haiti und später in Afrika nicht weiter.

Mir hat einmal jemand von einem Pastor erzählt, der seiner Frau zu sagen pflegte: »Davon verstehen wir nichts, mein Schatz. Wir sollten einen Vortrag darüber halten.« Die Geschichte kannte ich damals noch nicht. Aber genauso habe ich's gemacht: Material gesammelt, Zahlen erhoben und nach-

gerechnet, gescheite Leute gefragt, Vorträge gehalten. Und irgendwann hat dann jemand gesagt: »Darüber musst du ein Buch schreiben!«

Davor habe ich mich lange gedrückt. Aber dass Sie, lieber Leser, diese Zeilen lesen, beweist, dass ich's dann doch gemacht habe. Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich es wichtig finde, zu verstehen, wie es in der Welt da draußen, außerhalb unserer Wohlstandsinsel, aussieht. Ich finde es wichtig, zu verstehen, welche Ursachen dafür verantwortlich sind, dass jeder sechste Einwohner unseres Planeten Hunger leidet, dass er heute Abend mit den Schmerzen eines leeren Magens schlafen geht. Und ich will, dass Sie wissen: Wir müssen das nicht hinnehmen! Es gibt Lösungen. Wir können und müssen zuvor aber ein paar Bedingungen schaffen, damit Lösungen möglich werden. Wie das geht – und wie es nicht geht –, davon handelt dieses Buch: davon, wie wir einen Zusammenbruch des globalen Ernährungssystems verhindern können. Einen FOOD CRASH, wie er in einigen Weltgegenden schon geschehen ist. Und dass es dafür nur einen Weg gibt: Wir werden uns ökologisch ernähren – oder gar nicht mehr.

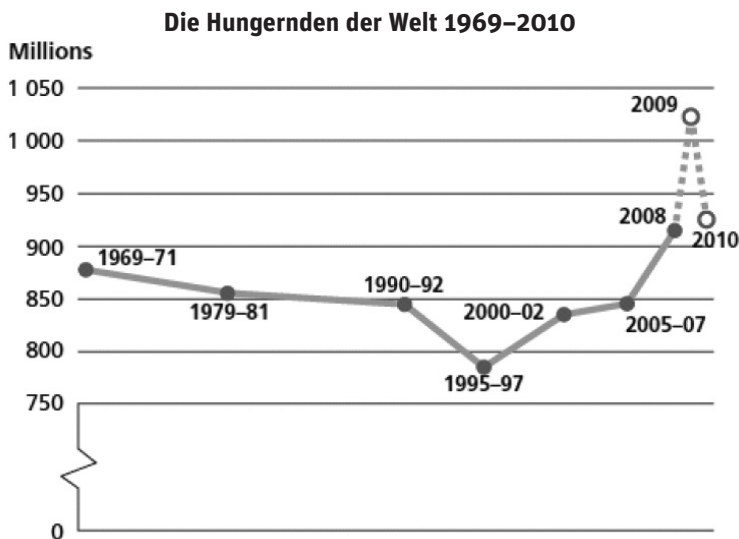
2. **Welthunger, Welternährung**

Ein Gipfel ist ein ebenso herausgehobener wie spitzer Ort – einer, an dem sich allenfalls eine Handvoll Leute gleichzeitig aufhalten können, um von dort in die weite Ferne zu blicken. Bei politischen Gipfeln ist das anders. Da drängen sich Scharen von Menschen, und mit dem klaren Blick in die Ferne ist es nicht so gut bestellt. Die Metapher stimmt allenfalls in dem Punkt, dass die Teilnehmer eines »Gipfels« den Ebenen und ihrer Mühsal entrückt erscheinen.

Im November 1996 war Rom für mehr als zehntausend Menschen aus 185 Nationen zum Gipfel geworden; man wollte sich dort auf Einladung der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen FAO¹ über die Ernährungssituation der Menschheit Gedanken machen. Zweiundzwanzig Jahre zuvor hatten die Gipfeldiplomaten eines ähnlichen Ereignisses jedem Mensch das unveräußerliche Recht auf ausreichende und ausgeglichene Nahrung zugeschrieben.² Sie waren damals von großem Vertrauen in das Potenzial des technischen Fortschritts beflügelt und hatten der Welt das Ziel gesetzt, Hunger, Ernährungsunsicherheit und Mangelernährung innerhalb einer Dekade zu überwinden. Doch daraus war nichts geworden. Das Heer der Unterernährten war seit Rom sogar auf 850 Millionen angewachsen. Vor diesem Hintergrund stellten sich die Experten die Frage, wie das nächste Ziel aussehen könnte und was zu seiner Erreichung ins Werk zu setzen sei.

Einer, der den ersten Ernährungsgipfel eng begleitet hat, ist *Rudi Buntzel-Cano* vom Evangelischen Entwicklungsdienst (EED) – ein Veteran in der entwicklungspolitischen Arena und

auch heute noch ein streitbarer Kämpfer für die Rechte der Bauern in den Ländern des Südens. Damals war er noch Doktorand an der Uni Heidelberg. Später hatte er eine Kommission für »Brot für die Welt« zu leiten, in der die Konsequenzen besprochen wurden, die sich aus den Ergebnissen des Gipfels für die Arbeit der Evangelischen Entwicklungszusammenarbeit ergeben sollten. Er erinnert sich an eine Stimmung, die auf den gemeinsamen Willen der Nationen setzte und von der gemeinsamen Hoffnung auf einen Aufbruch geprägt war: »Zu der Zeit hielten alle die Beseitigung des Hungers auf der Welt für machbar. Gerade hatte CIMMYT seinen Durchbruch mit dem Hybridmais erreicht und IRRI³ mit dem Hybridreis, Norman Borlaug war der Star, die Grüne Revolution war eingeleitet. Die Erwartungen waren hoch, und von Umweltproblemen hatte man noch nichts gehört. Es war die Zeit des Kalten Krieges, und die Vorherrschaft des Westens wollte man mit Hilfe der Grünen Revolution und Hungerbekämpfung – vor allem in Indien – sichern. Denn Indien war Sprecher der Blockfreien Staaten, selbst Wackelkandidat auf der Grenze zum kommunistischen Block. Die Grüne Revolution wurde als die demokratische Antwort auf die kommunistische Herausforderung gesehen, als das Gegenstück zu der kollektivistischen industriellen Landwirtschaft. Es war die Zeit des großen Aufbruchs in Afrika: die Unabhängigkeitserklärungen der antikolonialen Bewegungen in den ehemaligen portugiesischen Kolonien, Afrikas Suche nach einem Dritten Weg (afrikanischer Sozialismus, Ujamaa). Entwicklung schien machbar, nur eine Frage der guten Planung ...«



Quelle: FAO 2010 a

Als sich die 10 000 Fachleute an den Abstieg vom Gipfel und an die Heimreise zu den Menschen machten, über deren Zukunft sie debattiert hatten, stand das neue Ziel fest: Bis 2015 müsse die Anzahl der chronisch Unterernährten wenigstens halbiert werden. Dass zu diesem Zeitpunkt allen bewusst gewesen sein muss, dass man in die Rechnung eine starke Bevölkerungszunahme einzubeziehen hatte, zeigt, wie mutig und selbstbewusst diese Zielsetzung war. »Wir haben die Möglichkeit, das zu erreichen, wir haben das nötige Wissen. Wir haben die Ressourcen. Und wir haben mit der Erklärung von Rom und unserem Aktionsplan gezeigt, dass wir auch den Willen haben«, gab der FAO-Chef Jacques Diouf den Delegierten mit auf den Weg.

Heute, 15 Jahre danach, ist Ernüchterung eingetreten. Trotz des Willens, trotz aller eingesetzten Ressourcen und Kenntnisse hat die Zahl der Hungernden fast eine Milliarde erreicht. Das sind ungefähr doppelt so viele Menschen, wie in der Europäischen Union wohnen.

So unterschiedlich, wie Menschen und Kulturen sind, so unterschiedlich ist die Situation der Hungernden, die in dieser monströsen Zahl zu einem Block zusammengefasst werden. 40 % der Weltbevölkerung leben von weniger als zwei US-Dollar am Tag. Schon aufgrund ihrer geringen Kaufkraft sind sie ständig vom Hunger bedroht. Aber auch in eigentlich reichen Gesellschaften, bis hin zu den USA oder Ländern der Europäischen Gemeinschaft, finden sich Menschen, die unter- oder mangelernährt sind.

Dennoch gibt es zwei hervorstechende statistische Merkmale, die zu kennen wichtig ist, wenn man bei den »food summits«, den Gipfeltreffen der Vereinten Nationen zur Welternährung, mitreden und globale Lösungswege für ein globales Problem finden will.

- Die absolute Zahl der Hungernden ist in Asien am höchsten, weil dieser Kontinent den größten globalen Ballungsraum mit der höchsten Bevölkerungsdichte darstellt. Die Weltgegend jedoch, in der nahezu alle Länder in der Rekordklasse auftreten, was den Anteil Unterernährter an der Gesamtbevölkerung angeht, ist Afrika südlich der Sahara. Der mit unendlich scheinenden fruchtbaren Flächen ausgestattete Kongo teilt sich dort die Spitzenposition mit dem kargen Eritrea.
- Zwei Drittel der Hungernden leben nicht etwa in den Slums der Städte, sondern auf dem Land – also dort, wo das Essen erzeugt wird.

Wo Menschen hungern, da gibt es zu wenig zu essen. Und wenn Menschen auf diesem Globus hungern, dann gibt es auf diesem Globus zu wenig zu essen.

Diese naheliegende Schlussfolgerung lässt sich mit Zahlen untermauern, die jedermann leicht zugänglich sind. Im »Grain Market Report« – als Zusammenfassung für jeden im Internet abrufbar – kann man monatlich verfolgen, wie die Prognosen für die Produktion der wichtigsten Getreidearten lauten. Dort

ist auch zu lesen, wie sich ihr Verbrauch entwickelt und wie es folglich um die Reserven bestellt ist, mit denen wir Menschen unser Brot backen und unsere Reisschüssel füllen können.

2007, im Jahr vor den Hungerrevolten, wiesen diese Zahlen ein deutliches Defizit aus: an Hauptgetreidearten (Weizen und Futtergetreide) waren ca. 40 Millionen Tonnen weniger geerntet als verbraucht worden, im Jahr davor hatte die Lücke 13 Millionen Tonnen betragen.

Weltgetreideverbrauch und -produktion in Millionen Tonnen					
Anbau- und Erntejahr		Weizen	Mais	Getreide insgesamt	Reis
2007/2008	Ernte	609,00	796,00	1698,00	420,00
	Verbrauch	606,00	776,00	1677,00	420,00
	Saldo	3,00	20,00	21,00	0,00
	Vorräte	129,00	137,00	304,00	77,00
2008/2009	Ernte	686,00	799,00	1802,00	433,00
	Verbrauch	644,00	781,00	1729,00	430,00
	Saldo	42,00	18,00	73,00	3,00
	Vorräte	171,00	155,00	377,00	80,00
2009/2010	Ernte	679,00	815,00	1794,00	448,00
	Verbrauch	652,00	817,00	1766,00	437,00
	Saldo	27,00	-2,00	28,00	11,00
	Vorräte	198,00	152,00	405,00	91,00
2010/2011 (Schätzung)	Ernte	649,00	812,00	1733,00	440,00
	Verbrauch	661,00	843,00	1789,00	437,00
	Saldo	-12,00	-31,00	-56,00	3,00
	Vorräte	186,00	121,00	348,00	94,00
2011/2012 Vorausschau	Ernte	667,00	848,00	1803,00	450,00
	Verbrauch	669,00	853,00	1812,00	448,00
	Saldo	-2,00	-5,00	-9,00	2,00
	Vorräte	185,00	116,00	338,00	96,00

Eigene Zusammenstellung nach den Zahlen des Grain Market Report No. 411 des International Grains Council

Entsprechend waren damals die Weltgetreidevorräte geschrumpft. Der Tabelle ist zu entnehmen, dass sie in den Jahren danach wieder zugenommen haben. Gemessen am durchschnittlichen täglichen Verbrauch liegen sie in der Größenordnung von gut zwei Monaten. Nur wenig größer sind die Vorräte des wichtigsten Grundnahrungsmittels, dem Reis. Oder, anders ausgedrückt: Würde ab sofort auf der Welt nur noch Getreide verbraucht und nirgends geerntet, dann wäre in zwei Monaten Ladenschluss.

Diese Rechnung zeichnet ein grobes, aber dennoch unübersehbar düsteres Bild. Vor allem im Zusammenhang mit drei weiteren Entwicklungen:

- Das Wachstum der Weltbevölkerung, von der geschätzt wird, sie werde von jetzt 6,9 Milliarden auf über 9 Milliarden Erdenbürger bis Mitte dieses Jahrhunderts ansteigen.
- Die Hinwendung von immer mehr zu Wohlstand kommenden Volkswirtschaften zu unserem »westlichen« Lebensstil, der sehr viel mehr landwirtschaftliche Produktionsfläche, Wasser- und Energieeinsatz pro Kopf erfordert.
- Und die zunehmende Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse für industrielle und energetische Zwecke.

Der Weltmarktführer für Chemieprodukte, BASF in Ludwigshafen, betreibt einen gut gemachten Internetauftritt für seine Landwirtschaftssparte: www.agrar.basf.de. Hier kann man einen kleinen Film sehen, in dem ohne viel Schnörkel gesagt wird, um was es angesichts dieser Herausforderungen geht: »Nun wird es Zeit, über Produktivität zu sprechen«,⁴ heißt es dort in frischem Ton. Diese Schlussfolgerung ist so einsichtig und so zwingend, dass sie den Punkt bildet, auf den irgendwann jedes Gespräch zu diesem Thema kommt.

Eckart Guth ist ein wichtiger Mann. Er ist ständiger Vertreter der EU-Kommission bei den Internationalen Organisationen in Genf. Doch als ich ihn zum ersten Mal sah, saß er auf der

Kante eines Podiums, in dessen Mitte die wirklich Wichtigen saßen. Das war am 17. Januar 2009, im Berliner Kongresszentrum, wo ein Kongressprogramm absolviert wurde, das die Internationale Grüne Woche in Berlin begleitet. Aus gegebenem Anlass war es in diesem Jahr dem Thema »Welternährung« gewidmet.

Da mir auf einer Messe jede Gelegenheit, zu sitzen, recht ist und ich obendrein auf die im Veranstaltungstitel angekündigten »Innovativen Lösungen bei begrenzten Ressourcen« neugierig war, hatte ich mich in dem riesigen Saal niedergelassen. Weit unten auf dem Podium, durch eine Leinwand poren-scharf vergrößert, saß die Phalanx der großen Macher und mächtigen Experten: Vorstände der weltgrößten Agrarkonzerne: Kali und Salz (Düngemittel), AGCO (Landmaschinen), Archer Daniels Midland (Verarbeitung landwirtschaftlicher Rohstoffe), BASF (Pflanzenschutzmittel und Gentechnik), die Chefs der Bundesvereinigung der Deutschen Ernährungsindustrie und des Deutschen Bauernverbandes. Kein einziger Vertreter einer Entwicklungshilfeorganisation war vorgesehen! Das war aber auch nicht nötig, denn die geballte Wirtschaftsmacht des Podiums hatte alles gut im Griff. Die Mahnung des EU-Vertreters: »Wir dürfen das Thema hier nicht nur als Geschäftsmodell verstehen«, kam irgendwie deplaziert rüber. Genau darum und um nichts anderes ging es – ums *Geschäft*. BASF-Vorstand Stefan Marcinowski fasste es in seinem Impulsreferat handlich zusammen: Wir müssen, so erklärte er uns, eine zweite »Grüne Revolution« anzetteln: Mit Hilfe von Gentechniksaatgut, Düngemitteln, Pestiziden⁵ – den Betriebsmitteln, die eine moderne Landwirtschaft braucht, um produktiv zu sein. Und dazu einen funktionierenden Welthandel, damit die Lebensmittel von dort, wo man produktiv ist (also z. B. bei uns), reibungslos zu denen kommen können, die sie für ihre wachsenden Ernährungsansprüche brauchen.

Damit ist eigentlich alles gesagt: Wenn es zu wenig zu essen gibt, dann muss mehr erzeugt werden. Dafür müssen mehr

Dünger, mehr Pestizide und leistungsfähigeres Saatgut eingesetzt werden. Kurz: Wo zu wenig Output ist, da muss mehr Input geleistet werden.

Die Logik der Konzerne ist scheinbar zwingend. Ich bringe sie noch einmal auf den Punkt: Schon heute erleben wir eine Unterversorgung der Märkte, weshalb Menschen hungern. Die Zahl der Menschen steigt unerbittlich an. Sie essen mehr tierische Proteine, wofür mehr Futter erzeugt werden muss. Die Agro-Treibstoffe brauchen rasant mehr Fläche, sonstige nachwachsende Rohstoffe auch. Die Agrarfläche ist aber kaum noch auszuweiten. Also müssen wir mehr auf derselben Fläche erzeugen. Das geht nur mit Sorten, die gentechnisch an die veränderten Ansprüche angepasst sind. Und mit Düngemitteln, damit die Erträge steigen, und mit immer mehr chemischem Pflanzenschutz, damit die Ernten vor Schädlingen und Verderb geschützt werden.

Ist das nicht glasklar gedacht? Schlagend logisch? Unwiderlegbar richtig? Wer wollte sich dem verweigern? Ja, ist es nicht geradezu unverantwortlich, vor diesen Tatsachen und den daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen die Augen zu verschließen?

Wem diese ebenso glatte wie schlichte Argumentationskette genügt, kann an dieser Stelle mein Buch zuklappen und seinen Anschaffungspreis abschreiben. Zur inhaltlichen Feinabstimmung reicht dann die Lektüre der Homepages der oben genannten Unternehmen, die sich gerne und kompetent um des Problems Lösung kümmern werden.

Dass ich dennoch weiterschreibe, zeigt Ihnen, dass ich die Dinge anders sehe. Es zeigt Ihnen, dass ich die Lösung des Problems für sehr viel komplexer halte, weil auch das Problem selbst sehr viel komplexer ist. Und es zeigt Ihnen, dass ich die

Vorstände von BASF, Bayer oder Monsanto nicht für geeignet halte, einen Ausweg aus den Sackgassen von Landwirtschaft und Ernährung zu finden. Sie selbst haben diese Sackgassen angelegt, und ihr Motiv ist es, darin dennoch Gewinnchancen für ihre Aktionäre zu finden.

Ich will Sie einladen, in vier Schritten zu einer Perspektive zu kommen, die eine völlig andere ist als die, die auf dem Podium in der Berliner Kongresshalle eingenommen wurde.

Im dritten Kapitel soll der Frage nachgegangen werden, ob das Welternährungsproblem tatsächlich ein Produktivitätsproblem ist. Ob es also auf einer zu geringen Produktion je Hektar⁶ Ackerfläche beruht. Möglicherweise werden wir dabei entdecken, dass schon das Wort »Welternährung« das Problem so falsch beschreibt, dass daraus die falschen Schlussfolgerungen gezogen werden.

Im vierten Kapitel will ich die Landwirtschaft unter die Lupe nehmen, die BASF-Mann Marcinowski beschreibt, um darzulegen, weshalb die Hungernden dieser Welt ihre Hoffnung nicht auf die großen Unternehmen setzen können.

Das fünfte Kapitel beschreibt einen Gegenentwurf: eine Landwirtschaft der »Ökologischen Intensivierung«, die ein gangbarer Weg für die Zukunft unserer Lebensmittelerzeugung ist – ein Weg, den nicht zu beschreiten wir uns nicht leisten können.

Und ganz am Ende, im sechsten Kapitel, soll es um die Instrumente gehen, um die Hebel, mit denen eine falsche Agrar- und Lebensmittelwirtschaft aus den Angeln gehoben und in einen zukunftsfähigen Zustand gebracht werden kann. Und schließlich darum, welchen Beitrag Sie dazu leisten müssen.

Vielleicht legen Sie das Buch jetzt erst mal weg und holen sich – je nach Tageszeit – eine gute Tasse Tee oder ein Glas Rotwein. Dann kommen Sie wieder, blättern um, und dann legen wir zusammen los.